

# OFFENE PSYCHIATRIE

Wenn nichts mehr geht

Leseprobe

Workaholic vs. Autist  
Holger Korte

Besuchen Sie uns doch im Internet!

[www.verlag-daniel-funk.de](http://www.verlag-daniel-funk.de)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- und Bildteile.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter: <https://dnb.dnb.de> abrufbar.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird bei Personenbezeichnungen und personenbezogenen Hauptwörtern das generische Maskulinum verwendet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung grundsätzlich für alle Geschlechter. Die verkürzte Sprachform hat nur redaktionelle Gründe und beinhaltet keine Wertung.

© Verlag Daniel Funk | Söllnitz 47 | 07554 Gera

1. Auflage September 2022

Autor:	Holger Korte
Lektorat & Korrektorat:	Franca Peinel
Buchlayout & Satz:	Verlag Daniel Funk
Covergestaltung:	Jean-Pierre Schwarze   JPS Werbung
Druck & Herstellung:	PRINT GROUP Sp. z o.o. ul. Cukrowa 22; 71-004 Szczecin (PL)
ISBN:	978-3-949831-22-5

*Der Umwelt zuliebe wurde dieses Buch nicht in Folie verschweißt!*

Holger Korte

# **OFFENE PSYCHIATRIE**

Wenn nichts mehr geht

Workaholic vs. Autist





# Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Mein Leben vor der offenen Psychiatrie

Unerwarteter Besuch

Der Weg in die Psychiatrie

Ein erstes Kennenlernen in der Psychiatrie

Erkundungstour

Erste Visite beim Chefarzt

Erkunden der Station

Mein Zimmergenosse

Die Gemeinschaft der Raucher

Abendessen

Bedürfnis nach Ruhe

Tavor - ‚glücklich‘ durch den Tag kommen?

Wassertreten am frühesten Morgen

Tabletten-Drama

Das erste Frühstück

Wieder nichts mit Ruhe - meine erste Stunde bei der Therapeutin

Fix und Fertig - noch mehr Fragen in meinem Kopf

Crashkurs über die Spielregeln auf der Station

Die Qual der Wahl

Etwas für meinen Neuanfang

Endlich ein wenig Ruhe

Stress beim Küchendienst

Meine erste Sportstunde

Das zweite Gespräch mit meiner Therapeutin ...

Nix mit kurzer Erholung auf der Terrasse

Das fehlte mir noch - Helmut ging es gar nicht gut

Hat ja nicht so gut geklappt

Das erste Wochenende

Weißes Wasser

Mein erster entspannter Sonntag

Raum der Stille

Helmut hat ein Problem

Die ‚Wunderwaffe‘ Baldriantee

Susi hatte Hunger

Das erste und einzige Lauftraining

Der neue Zimmernachbar  
Der nächste Therapietermin stand an  
Nebenwirkungen? Egal, die Tabletten müssen sein!  
Bitte nicht noch mehr Stress!  
Gruppentherapie  
Therapie am Aufzug  
Süchte können schlimm sein  
Warum bin ich eigentlich hier?  
Chefarztgespräch  
Körperhygiene scheint nicht jeder zu kennen  
Entspannung für einen kurzen Moment  
Das ist ja nicht auszuhalten!  
Eine gute Idee  
Fluchtversuch  
Raum der Stille  
Die Therapeutin ließ nicht locker  
Besuch von meiner Partnerin  
Auswertung auf Terrasse  
Die Therapeutin ließ nicht locker  
Meine Schwester und meine Mutter zu Besuch  
Es hatte ihnen die Sprache verschlagen  
Klare Ansage  
Was mache ich hier eigentlich in der Psychiatrie?  
„Herr Korte, wo waren Sie gestern Nachmittag?“  
Endlich Abwechslung ...  
Psychiater-Termin  
Hätte ich nur nichts gesagt ...  
Die Gruppentherapie geht weiter  
Freiheit in Sicht  
Endlich Zuhause  
Manchmal kommt es anders als man denkt ...

## Vorwort

Ich habe dieses Buch geschrieben, weil ich den Lesern aufzeigen möchte, dass der Weg in die Psychiatrie jeden treffen könnte. Egal, welcher Herkunft man entstammt. Egal, welche Bildung man hat. Es kann wirklich jeden treffen.

Bis zu dem Tag, an dem ich selbst in die Psychiatrie gebracht wurde, habe ich immer gedacht, an diesen Ort kommen nur Menschen, die sozial schwachen Familien entstammen. Menschen, die ihr Leben einfach nicht in den Griff bekommen. Die aus schlechten Elternhäusern stammen - zu viel Alkohol, Drogen, Tabletten oder was auch immer.

Doch das stimmt nicht. Das war einfach mein oberflächliches Denken, geprägt von einer Gesellschaftsschicht, in der ich mich ‚damals‘ befunden hatte.

Mir ist an dieser Stelle wichtig, dass die Leserinnen und Leser meines Buches wissen, dass mir zu dem Zeitpunkt, als ich in die offene Abteilung dieser Psychiatrie aufgenommen wurde, noch nicht bekannt war, dass ich Autist bin.

Ich wurde zwar logischerweise als Asperger-Autist geboren, aber erst zwei Jahre nach meiner Einweisung wurde diese tiefgreifende Entwicklungsstörung bei mir diagnostiziert.

Mittlerweile spricht man ‚nur‘ noch von einer ‚Autismus-Spektrum-Störung‘ und unterscheidet kaum mehr in ‚Unterformen‘. Als damals die Diagnose bei mir gestellt wurde, hieß es allerdings noch ‚Asperger-Syndrom‘ und damit konnte ich mich auch sehr gut identifizieren.

Da mein Leben bisher immer von meinen ‚besonderen‘ Wahrnehmungen und meinem Langzeitgedächtnis geprägt war, möchte ich mit meinen ehrlichen Worten den Leserinnen und Lesern die Möglichkeit geben, zu erfahren, wie ich meinen Aufenthalt in der offenen Psychiatrie erlebt und empfunden habe.

Noch ein kurzer Hinweis:

Meine persönlichen Gedanken sind in *Kursiv* geschrieben.

## Mein Leben vor der offenen Psychiatrie

Ich wurde 1969 geboren, stamme aus einem gut bürgerlichen Haus und wuchs in einer ländlichen Gegend auf. Mein Vater war Angestellter in einer Baufirma und meine Mutter Hausfrau. Sie kümmerte sich um Haus, Hof und Garten, wie man immer so schön sagt und um meine vier Jahre ältere Schwester und mich.

Die Firma, in der mein Vater jahrelang gearbeitet hatte, ging in den Achtzigerjahren pleite. Daraufhin gründeten meine Eltern aus der Not heraus eine eigene Baufirma. Meine Mutter war zwar immer noch zu Hause, aber fortan damit beschäftigt, sich um den Papierkram und die Buchführung zu kümmern, damit mein Vater weiterhin auf den Baustellen mitarbeiten konnte. Wenn er am Abend nach Hause kam, wurde zusammen gegessen und danach ging es wieder ins Büro.

Durch die Selbstständigkeit trat mit der Zeit auch ein gewisser Wohlstand in unserer Familie ein. Die ersten Häuser wurden gekauft und kurze Zeit später folgte der erste Mittelklassewagen von Mercedes, mit dem wir regelmäßig in den Urlaub fuhren. Aufgrund der Reise- und Wanderlust meiner Eltern kannte ich bereits in jungen Jahren jedes Gebirge, welches es in Deutschland zu erkunden gab. Der plötzliche ‚Reichtum‘ - wie es die Nachbarn gerne kundtaten - blieb nicht ohne Folgen. Wenn meine Schwester und ich morgens an der Bushaltestelle standen, fragten uns die anderen Kinder, ob es stimmt, dass mein Vater jetzt krumme Geschäfte machen würde.

Meine Eltern hatten irgendwann die Nase voll vom Geläster der Nachbarn. Sie verkauften kurzerhand unser Haus und bezogen ein neues an der Nordsee.

Was die Schulzeit anging, blieb eigentlich alles wie bisher. Ich war anwesend und schenkte der Schule nur so viel Aufmerksamkeit, wie nötig war, um zu Hause keinen Ärger zu bekommen.

Irgendwann kam der Zeitpunkt, an dem meinen Eltern die Selbstständigkeit und die damit verbundene Habgier zu Kopf stieg, denn sie wollten immer mehr Immobilien für sich besitzen.



Um dann noch zusätzlich Geld sparen zu können, fingen sie an, mir einzureden, dass ich mithelfen müsse. Schließlich würde mir später sowieso einmal alles gehören. Ich hatte damals als Zwölfjähriger zwar noch nichts verstanden, aber diese glorreiche Idee meiner Eltern bedeutete für mich, dass ich meine Wochenenden und auch die Ferien auf irgendwelchen Baustellen verbringen durfte. Natürlich alles ohne Entlohnung. Heute würde ich das als Sklaven- oder auch Kinderarbeit bezeichnen.

Nachdem ich dann meinen Hauptschulabschluss in der Tasche hatte, kam die nächste Herausforderung für mich - die Berufswahl. Aber eigentlich musste ich mir darüber gar keine Gedanken machen. Seitens meiner Eltern war schnell eine Lösung gefunden. Es sollte der Beruf werden, den Sie für mich am geeignetsten hielten: Maurer. Also fing ich als siebzehnjähriger eine Ausbildung im elterlichen Betrieb an.

Was die Arbeit anging, war für mich alles unverändert, nur dass es jetzt Geld dafür gab und der Umgangston zwischen meinen Eltern und mir rauer wurde. Die körperliche Arbeit hinterließ natürlich auch bereits früh die ersten Spuren - ich hatte sehr häufig Rückenschmerzen. Da ich nun mal leider nicht die Statur von Herkules hatte, kam ich oft an meine Grenzen. Meine Eltern hatten aber auch in solchen Momenten einen Spruch für mich auf Lager: „Lehrjahre sind keine Herrenjahre!“

Der Baubetrieb meiner Eltern lief immer besser. Mein Vater stellte irgendwann sogar einen Ingenieur ein und zwischenzeitlich waren bis zu fünfzig Maurergesellen beschäftigt. Motiviert durch den Ingenieur, hatte ich das Gefühl, dass mein Vater mir klarmachen wollte, dass man in der Zukunft den Betrieb nur noch erfolgreich führen kann, wenn man ein Hochschulstudium zum Ingenieur in der Tasche hat. Bis zu diesem Zeitpunkt kam für mich höchstens eine Ausbildung zum Maurermeister infrage, aber das reichte meinen Eltern nicht. Ich hatte meine Ausbildung gerade bestanden, da wurde mir gesagt, dass ich bereits in der Hochschule angemeldet wurde. Obwohl ich rebellieren wollte, gab es für mich kein Entkommen.

Für mein Empfinden änderte sich nicht wirklich viel, nur dass ich jetzt, anstatt den ganzen Tag auf dem Bau zu arbeiten, oft bis spät in die Nacht an meinem Schreibtisch saß, um zu lernen.

Die Wochenenden und natürlich auch die Semesterferien verbrachte ich weiterhin auf den Baustellen, um mir mein Studium finanzieren zu können. BAföG gab es für mich ja nicht.

Im Laufe der Zeit bemerkte ich jedoch, dass das Lernen anfang, mir großen Spaß zu machen. Man könnte auch sagen, dass ich mich zum ‚Streber‘ entwickelte. Mit gerade Mal dreiundzwanzig Jahren hatte ich meinen Ingenieurstitel in der Tasche. Und wie sollte es anders sein, um meine Eltern möglichst schnell wieder zu entlasten, wurde mir von ihnen ein Job im Betrieb angeboten.

Schon in der Jugendzeit wurde mir immer gepredigt, dass man sich für später etwas Eigenes aufbauen müsse. Ich entschloss mich, in meiner verbleibenden Freizeit mein erstes eigenes gemütliches Eigenheim zu bauen. Auch wenn ich dazu fast ein Jahr benötigte, war ich dennoch froh, als ich meine eigenen vier Wände beziehen konnte.

Trotz des vielen Arbeitens blieb mir auch noch Zeit für Privates und so lernte ich meine erste Partnerin kennen. Aber auch hier wurde mir die Entscheidung quasi abgenommen.

Nach dem gegenseitigen Kennenlernen unserer Eltern waren beide Seiten so angetan, dass sie uns am liebsten an Ort und Stelle verheiratet hätten. Sie taten alles dafür, sobald als möglich eine schöne Feier - unsere Hochzeit - auszurichten.

Kurze Zeit danach wurde mein Vater sehr krank. Trotz Operation und Chemotherapie verstarb er Mitte der Neunzigerjahre mit gerade einmal sechsfünfzig Jahren.

Da meine Mutter die Firma nicht allein führen konnte, wurde ich zum Geschäftsführer ernannt. Doch schon nach einigen Monaten kam ich mit meiner Mutter überein, dass es für sie das Beste sei, wenn sie ihr Leben ohne die Firma genießen würde. Es wurde alles vertraglich geregelt, sodass es ihr weiterhin an nichts fehlen sollte.

Ich begann zu dem Zeitpunkt, genau das zu tun, was meine Eltern mir immer vorgebetet hatten: „Reichtum schadet nichts. Man muss sich dafür nicht schämen.“ Ich kaufte immer mehr Immobilien für meine Altersvorsorge. Auch beruflich konnte ich nicht genug bekommen. Ich besuchte zahlreiche Seminare, erhielt dafür immer mehr berufliche Titel und gründete weitere Firmen.

Ich bekam immer mehr Macht, sodass ich mir mit gerade einmal dreißig Jahren schon alles kaufen konnte, was ich nur wollte. Ich hatte mir schon mehr aufgebaut, als meine Eltern es je zuvor geschafft hatten.

Aufgrund unseres Wohlstandes hatte ich mir immer eingeredet, dass wir eine tolle Familie mit tollen Kindern sind. Wir waren bei jeder öffentlichen Veranstaltung dabei. Von Ärzten, Anwälten, dem Bankvorstand bis hin zum Bürgermeister. Wir pflegten mit allen ein freundschaftliches Verhältnis. Ich habe nicht bemerkt, dass meine Familie alles anders wahrnahm. Bis nach einigen Jahren die Illusion zerplatzte und meine Partnerschaft plötzlich am Ende war.

Es riss mir den Boden unter den Füßen weg, damit hatte ich nicht gerechnet. Ich tat das, was ich am besten konnte und was mich meine Eltern immer gelehrt hatten. Ich arbeitete noch mehr. Ich wollte noch mehr Macht und Anerkennung für mich erreichen.

Nach zwei Jahren des Alleinseins lernte ich dann meine zweite Partnerin kennen. Sie kam aus Südamerika und lebte mit ihrer Tochter noch nicht so lange in Deutschland. Ich konnte beide schnell in meinen Bann ziehen und als ich das Gefühl hatte, dass es privat wieder gut läuft, ging mein beruflicher Wahnsinn weiter. Ich ging sogar so weit, eine Vision zu verwirklichen, die mich bereits länger beschäftigte. Heute kann ich allerdings sagen, dass mich diese Idee im wahrsten Sinne des Wortes ruiniert hat.

Ich kaufte ein riesiges altes Gebäude in der nächst größeren Stadt und investierte mehrere Millionen Euro, um es nach meinen Vorstellungen zu gestalten. Nach der Fertigstellung hatte ich einen Komplex mit einer Ausstellungsfläche von mehr als eintausend Quadratmetern und dreißig Büroräumen erschaffen. Ich bildete mir ein, dass es möglich sei, mehr als dreißig Handwerksbetriebe zu bündeln, um zahlungskräftigen Kunden ein ‚Rundum-Sorglos-Paket‘ anzubieten.

Die Geschäfte liefen bereits im ersten Jahr so gut, dass die verschiedenen Partnerfirmen mehrere Millionen Umsatz für sich erwirtschaften konnten.

Ich hatte nur einen gravierenden Fehler in meinen Gedankengängen gemacht - die Handwerksfirmen waren wie ich und dachten nur an ihren eigenen Betrieb, um selbst möglichst viel Geld zu verdienen.

Und da die Firmen mir die monatlichen Mieten für die Ausstellungsflächen und Büroräume zahlen mussten, war es natürlich sehr wichtig, dass die Geschäfte liefen. Und um noch erfolgreicher zu werden, stellte ich bald schon die ersten Mitarbeiter ein, die mich bei meiner Arbeit unterstützen sollten.

Die Firmen verlangten von mir oder setzten voraus, dass ich rund um die Uhr arbeiten sollte, damit sie zufrieden waren - auch an den Wochenenden.

Bis dahin hatte ich immer nur für mich alleine gearbeitet, für meinen eigenen Betrieb. Ich war es auch gewohnt, sehr viel und sehr lange zu arbeiten. Aber der Druck der anderen Handwerksfirmen stieg immens, die Betriebe verlangten immer höhere Umsätze. Das ging sogar so weit, dass einige Betriebsinhaber anfangen, mir meine monatlich vereinbarte Miete nicht mehr zu zahlen, wenn nicht alles nach den Wünschen der Unternehmer lief.

Dadurch wurde der Druck auf mich immer größer und private Geldsorgen kamen auch noch hinzu. Ich verlangte meinem Körper zu viel ab und es dauerte nicht lange, bis ich selbst merkte, dass ich im Begriff war, mein eigenes Leben zu zerstören. Mein Körper baute kontinuierlich ab und ich kam überhaupt nicht mehr zur Ruhe. Selbst in den Nächten fing ich an, mir Notizen für meine Arbeit zu machen.

Um überhaupt abschalten zu können, fing ich an, regelmäßig nach der Arbeit Alkohol zu trinken. Ich arbeitete sehr viel und kam erst spät abends nach Hause zu meiner Familie. Natürlich konnte das nicht ewig gut gehen. Ich musste erleben, dass eine Beziehung diesen Zustand nicht lange erträgt. Wenn man dann noch so wie ich nichts Besseres zu tun hat, als sich ein paar Gläser Alkohol zur Entspannung zu genehmigen, geht so einiges den Bach runter.

Es gab immer mehr Probleme in meiner zweiten Beziehung und wir stritten uns regelmäßig. Selbst die Tochter meiner Partnerin hielt es nicht mehr zu Hause aus und zog deshalb noch vor ihrem achtzehnten Geburtstag in eine eigene Wohnung.

Durch den Auszug der Tochter verging kein Tag, an dem wir uns nicht stritten, und obwohl ich das Scheitern meines Privatlebens schon einmal miterlebt hatte, war ich nicht in der Lage, einen Ausweg zu finden.

Ich flüchtete mich wie gewohnt in meine Arbeit, um jeglichen Streit aus dem Weg zu gehen. Auch meine eigene körperliche Zerstörung ging immer weiter. Mit gerade mal einundvierzig Jahren fing mein Körper an, völlig zu rebellieren. Ich konnte kaum noch etwas essen, trank den ganzen Tag Kaffee und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Dazu kam dann noch der allabendliche Alkohol. Das ging natürlich nicht lange gut. Es kam die Zeit, da wurde mir täglich übel, bis hin zum Erbrechen. Egal, was ich gegessen hatte, es blieb nicht lange in meinem Körper. Und wenn ich nachts zur Ruhe kommen wollte, fand mein Erbrechen seinen Höhepunkt. Mehrere Liter Galle in einer Nacht waren keine Seltenheit. Es nahm einfach kein Ende. Innerhalb kürzester Zeit nahm ich mehr als vierzig Kilo ab und wurde immer schwächer. Mittlerweile war ich schon so kraftlos, dass ich nicht einmal mehr Autofahren konnte. Doch ich fand noch immer kein Ende. In meinem Wahn überredete ich meine Partnerin, mich täglich zur Arbeit zu fahren.

Es kam, wie es kommen musste. Ich musste am eigenen Leib erfahren, dass es in der Natur des Menschen liegt, dass der Körper irgendwann ‚aussteigt‘ und nichts mehr geht - ich landete im Krankenhaus.

Dort stellte man dann ziemlich schnell fest, dass ich zwei Tumore an der Bauchspeicheldrüse hatte. Ein Tumor war bereits so groß wie ein Tennisball und der andere hatte die Größe eines Golfballs. Der Chefarzt der Abteilung sagte nur zu mir, dass es nicht gut aussehen würde und ich mich gleich am nächsten Tag operieren lassen müsste. Ich glaube, in dem Moment lief alles an mir vorbei wie ein Film und ich bin mir nicht sicher, ob ich alles gleich realisieren konnte.

Nach meinem Erwachen auf der Intensivstation erstreckte sich eine ellenlange Operationsnarbe quer über meinen Bauch, ‚gespickt‘ mit unzähligen Metallklammern. Vor mir stand der Chefarzt und versuchte, mir klarzumachen, dass man alles versucht hätte und man nun abwarten müsste, wie sich alles entwickeln würde. Er wollte mir keine Hoffnungen machen und sagte beim Verlassen des Raumes, dass ich vom Schlimmsten ausgehen sollte und auf meine Frage, was noch schlimmer sein könnte als die Zeit davor, wurde mir kurz und knapp mit folgendem Satz geantwortet: „Seien Sie froh, wenn Sie noch zwei Monate schaffen!“

Das war ein Schock für mich. Ich rief sofort meine Mutter an, um ihr alles zu erzählen. Am Ende des Gespräches - eher Monologs - sagte ich nur noch zu ihr, dass ich es schade finden würde, nicht einmal so alt wie mein Vater werden zu dürfen. Meine Mutter war vollkommen sprachlos am Telefon, ihr fehlten einfach die Worte. Aber was soll man dazu auch sagen?

Während dieser ganzen Zeit hatte ich mich nicht ein einziges Mal bei meinen Angestellten in der Firma gemeldet. Ich weiß nicht, ob man das ein Stück weit nachvollziehen kann, aber zu diesem Zeitpunkt war mir alles nur noch egal. Das alles war zu viel für mich - ich hatte zwei Tumore an der Bauchspeicheldrüse und abgesehen von der Psyche ging es mir nach der Operation körperlich auch nicht wirklich gut.

Nach weiteren zehn Tagen des Dahinvegetierens im Krankenhaus kam die erlösende Botschaft und der Chefarzt ließ es sich nicht nehmen, mir persönlich zu sagen, dass ich noch mal großes Glück gehabt hätte. Die Tumore waren gutartig. „Fangen Sie ein neues Leben an! Ein Leben ohne Stress, ohne zu viel Arbeit. Keine Feiern und kein Alkohol mehr!“

Nachdem ich das Krankenhaus endlich verlassen durfte, hielt ich es allerdings nicht einmal zwei Wochen zu Hause aus und schon saß ich wieder in meinem Büro. Ich war nichts anderes gewohnt. Für mich war alles einfacher, wenn ich arbeiten konnte und an nichts anderes denken musste. Und obwohl ich damals meiner Partnerin versprochen hatte, nur ein paar Stunden zu arbeiten, hielt ich mein Versprechen nicht ein. Der Druck seitens der vielen Geschäftspartner wurde schnell so groß, dass ich nach wenigen Tagen schon wieder - wie vor meiner Operation - von sieben Uhr morgens bis abends zwanzig Uhr im Büro saß, um zu versuchen, alles Versäumte wieder aufzuholen. Ich musste ja meinen Verpflichtungen nachkommen. Ich sagte sogar die vorgeschriebene medizinische Reha ab und so dauerte es nur wenige Wochen, bis mich mein Körper abermals im Stich ließ.

Eines Abends wollte meine Partnerin mich aus dem Büro abholen, als sie mich ohne Bewusstsein unter meinem Schreibtisch liegend auf fand. Voller Panik versuchte sie, mich wach zu bekommen.

Als ich nach einigen Minuten wieder richtig ansprechbar war, musste ich mir selbst eingestehen, dass ich nicht mehr wusste, wie ich dort gelandet war und dass ich richtige Gedächtnisaussetzer hatte. Zu alledem war mir auch wieder übel. Ich hatte in dem Moment große Angst und ließ mich von meiner Partnerin überreden, am nächsten Morgen mit ihr gemeinsam meinen damaligen Hausarzt aufzusuchen.

Mein Arzt war fassungslos und konnte nicht verstehen, wie ich mir das antun kann. Um mein Leben zu schützen, wie er es begründete und zu meiner eigenen Sicherheit, schrieb er mir eine Überweisung für die Psychiatrie.

Man sollte aber jetzt nicht glauben, dass man mal eben so in der Psychiatrie anklopft und sofort aufgenommen wird. Nein! Dort gibt es sehr lange Wartezeiten und deshalb sollte es bis zu meiner Einweisung noch mehrere Wochen dauern. Ich gebe zu, dass ich damals nicht verstanden hatte, warum ich nicht sofort Hilfe bekam. Doch heute weiß ich, dass es so viele Menschen gibt, die auch Hilfe benötigen und es dadurch diese langen Wartezeiten gibt.

Das Warten war für mich eine sehr schlimme Zeit. Wenn man, so wie ich damals, mehr als fünf eigene Firmen besitzt und ferner noch gegenüber vielen Geschäftspartnern Verpflichtungen hat, dann gibt es leider kein Erbarmen. Entweder du arbeitest oder du gehst aus finanzieller Sicht unter. Obwohl ich jeden der dreißig Geschäftspartner durch meine Mitarbeiter informieren ließ, dass ich vorübergehend nicht arbeiten könne und erst einmal wieder zu Kräften kommen müsse, häuften sich die Mahnbescheide wegen fälliger Forderungen. Ich bot meinen Geschäftspartnern damals an, alles von mir bis dahin Erschaffene zu übernehmen, damit der finanzielle Verlust für die einzelnen Firmen nicht zu groß sein würde. Aber keine der beteiligten Firmen zeigte auch nur ansatzweise Interesse. Im Gegenteil - ich wurde in einer Sitzung mit allen Beteiligten sogar öffentlich als Betrüger angeprangert. Ich verstand die Welt nicht mehr.

Es dauerte natürlich nicht lange, bis auch meine Hausbank von meinem Elend erfuhr und ich wurde zu einem Termin zitiert. Von einer Minute auf die andere teilte man mir mit, dass mein langjähriger Vertrauter bei der Bank nicht mehr für mich zuständig war.

Jetzt hätte ich nur noch mit dem sogenannten ‚Verwerter‘ der Bank zu tun. Der verlangte ohne weitere Vorwarnung innerhalb von vierzehn Tagen die kompletten Schulden einschließlich aller Zinsen von mir zurück. Als ich ihn völlig erschöpft fragte, warum meine Bank sich jetzt so verhalten würde, obwohl meine Eltern und ich schon seit mehr als vierzig Jahren bei dieser Bank Kunden sind, erhielt ich nur eine knappe Antwort: „Herr Korte, mir ist es egal, wie lange Sie oder Ihre Eltern schon Kunde bei uns waren. Gucken Sie sich doch mal selbst an. Sie sind doch nur noch ein Häufchen Elend und können in Zukunft sowieso nicht mehr arbeiten. Somit haben wir als Bank nichts mehr von Ihnen zu erwarten. Aus diesem Grund komme ich jetzt ins Spiel. Ich versuche als Verwerter noch etwas zu retten, damit Sie Ihren Verpflichtungen nachkommen.“ Man sollte jetzt nicht denken, dass der Umgangston des Verwerter irgendetwas Nettos an sich hatte. Nein. Seine Art und Weise, wie er mit mir umging, war gnadenlos. Ich dachte nur: *Da spielt es auf einmal keine Rolle mehr, dass ich sogar mit dem Bankchef befreundet war. Und es ist in dem Moment auch egal, wen ich sonst noch in den Führungspositionen kannte.*

Von meiner letzten Bitte, mir mehr Zeit zu geben, um wenigstens einige meiner Immobilien höchstbietend verkaufen zu können, wollte er nichts wissen. Er gab mir mehr oder weniger zu verstehen, dass ich entweder alle Schulden kurzfristig zurückzahle, oder er würde dafür sorgen, dass mein gesamtes Vermögen in die Zwangsversteigerung gejagt wird. Danach forderte er mich auf, das Bankgebäude zu verlassen. Es klang für mich wie ein Rauschmiss und einem damit verbundenen Hausverbot.

Nach diesem Termin und dieser Nachricht war ich endgültig am Boden zerstört und wünschte mir nur noch, sofort in die Psychiatrie aufgenommen zu werden. Was ja aber nicht möglich war. Stattdessen musste ich mir eingestehen, dass ich alles, wofür ich die letzten Jahrzehnte gearbeitet hatte, um später einmal meinen wohlverdienten Ruhestand genießen zu können, verlieren würde.

Ebenso musste ich mir eingestehen, dass ich in meiner körperlichen und psychischen Verfassung nicht mehr die Kraft besaß, noch irgendetwas zu regeln. Mittlerweile gab es auch keinen Menschen mehr, der mir emotional noch zur Seite stand.



Ich kam mir vor, als hätte ich eine ansteckende Krankheit. Jeder, mit dem ich früher gute Geschäfte gemacht hatte, war auf einmal nicht mehr da. Von einem angeblichen Freund wurde mir gesagt, dass er mir nicht helfen könne, obwohl er wusste, dass meine Hausbank sich nicht korrekt verhielt. Seine Worte waren: „Ich habe selbst Schulden und ich werde einen Teufel tun, mich für dich mit der Bank anzulegen. Sonst habe ich vielleicht die gleichen Probleme wie du und das kann ich meiner Familie nicht antun.“

Es dauerte nicht lange und ich war nicht mehr in der Lage, meinen finanziellen Verpflichtungen nachzukommen. Auf Anraten meines Anwalts schaffte ich es nur noch mit der wenigen Kraft, die mir noch blieb, den Insolvenzantrag zu stellen.

Mir wurde klargemacht, dass ich alles verlieren würde und sogar aus meinem Privathaus ausziehen müsste. Dennoch versuchte ich, mich bis zum Tag meiner Einweisung in die Psychiatrie zu Hause abzulenken. Es war schon komisch, denn früher hatte ich nie Zeit im Haus oder Garten überhaupt etwas zu machen, da ich meistens auf Arbeit war. Bisher ließen meine Putzfrau und mein Gärtner mein Zuhause immer schön aussehen. Doch jetzt hatte ich Zeit, mich selbst um alles zu kümmern, nur leider hatte ich nicht mehr viel davon. Der Gedanke, bald ausziehen zu müssen und nicht zu wissen, wo man später einmal landen wird, war für mich sehr beängstigend. Hinzu kam noch, dass auch meine Partnerin nicht mit der Situation umgehen konnte. Immer wenn sie am Abend aus ihrem Geschäft nach Hause kam, dauerte es nicht lange und es gab wieder Diskussionen zwischen uns bis hin zum Streit.

Egal wie sehr ich mich tagsüber auch bemühte, unser zu Hause sauber zu halten und schöner zu gestalten, um mich von den ganzen bevorstehenden Veränderungen einfach nur abzulenken, wurde mir nach dem Eintreffen meiner Partnerin alles, was passiert ist, wieder ‚aufs Brot geschmiert‘. Die Situation war einfach nur grausam für mich. Außerdem kamen noch die Vorwürfe meiner ersten Partnerin, die zugleich Mutter meiner Kinder ist, hinzu. Aufgrund meiner finanziellen Notlage war ich mit einem Mal auf Unterstützung vom Sozialamt angewiesen und konnte deshalb leider keinen Unterhalt mehr für meine Kinder zahlen.

Zu wissen, dass man sogar bei den eigenen Kindern versagt hat und jetzt nicht einmal mehr für sie sorgen kann, war eine immense Last für mich.

Das Schlimmste für mich aber war, dass ich nicht die Courage hatte, meinen Kindern alles zu erzählen. Stattdessen ging ich einfach nicht mehr ans Telefon, wenn sie anriefen. Es tat mir damals so weh, dass ich weinen musste, sobald ich ihre Nummer auf meinem Telefon sah. Aber ich wusste einfach nicht, was ich sagen sollte. Ich wusste nicht, was aus mir wird. Manchmal hatte ich sogar die Gedanken im Kopf auf der Straße zu landen und obdachlos zu werden. Somit brach ich den Kontakt zu meinen Kindern ‚einfach‘ ab.

Da ich merkte, dass ich mit meinen Problemen allein nicht mehr fertig wurde, vertraute ich mich meiner Schwester an. Ich war nur noch traurig, begann mich sogar tagsüber in meinem eigenen Haus zu verstecken, weil ich Angst davor hatte, was als Nächstes passieren würde. Ich bat sie um Hilfe und fragte, ob sie meine Betreuerin werden könnte, da ich nicht mehr in der Lage wäre, meine Angelegenheiten selbst zu regeln. Während meiner Erzählungen brach ich in Tränen aus, weil ich einfach nicht mit der Ungewissheit umgehen konnte, wie meine Zukunft aussehen wird. Meine Schwester willigte ein, mir zu helfen. Ich bat sie jedoch darum, unserer Mutter nichts von meiner aussichtslosen Lage zu erzählen. Ich schämte mich dafür, dass ich in meinem Leben gescheitert bin. Sie versprach mir, ihr nichts zu erzählen.

Sie versuchte, mir mit Worten Kraft zu geben und versprach, dass sie mich zu dem Termin der Psychiatrieeinweisung begleiten wird. Ich sollte nicht so große Angst haben, denn sie wäre für mich da. Im Gegenzug musste ich ihr versprechen, dass ich sie, was auch immer sein sollte und egal zu welcher Uhrzeit, anrufen werde und ich mir bloß nichts antue. Ich gab ihr das Versprechen, bevor sie dann das Haus verließ.

Nach diesem Gespräch und dem Wissen, dass meine Schwester für mich da ist, ging es mir wieder ein klein wenig besser. Und da sie mir empfohlen hatte, nur noch an mich zu denken und mich einfach abzulenken, um auf andere Gedanken zu kommen, fing ich an, im Haus einige Wände neu zu streichen.

Zum Glück war draußen so schönes Wetter, dass ich die meiste Zeit meines Alleinseins im Garten verbringen konnte. Ich fand, so schön sahen mein Haus und Garten noch nie aus.

Für eine Weile konnte ich sogar den Gedanken verdrängen, bald ausziehen zu müssen. Und wenn meine Partnerin am Abend wieder einmal diskutieren wollte, sagte ich nur zu ihr: „Entweder du klärst deine Vorwürfe mit meiner Schwester oder du ziehst aus. Du hast ja aufgrund deiner Selbstständigkeit und deines eigenen Einkommens die Möglichkeit, ‚normal‘ weiterzuleben. Aber lass mich in Ruhe!“ Ich versuchte, ihr einfach aus dem Weg zu gehen und flüchtete mich in meine Gartenarbeit.

## **Unerwarteter Besuch**

Eines Morgens passierte das, was ich wirklich keinem Menschen wünsche. Wir schliefen noch und wurden durch ein ‚Sturmklingeln‘ unsanft geweckt. Ich ging zur Haustür und kaum dass ich diese geöffnet hatte, drückte mir ein Beamter einen Durchsuchungsbeschluss in die Hand. Es war der krönende Abschluss meines damaligen Lebens, als gegen sechs Uhr morgens die Staatsanwaltschaft mit sechs Leuten vor meiner Haustür stand. Ich hatte nicht einmal die Möglichkeit, ihn zu lesen, da wurde ich auch schon von den Beamten zur Seite gedrückt und alle strömten in mein Haus. Diese Situation war einfach nur grausam. Nach dem Eindringen wurde mein ganzes Haus von oben bis unten durchsucht. Egal welche Schublade und ob sich Unterwäsche, Handtücher oder sonst etwas darin befanden. Es wurde alles herausgeholt und auf den Boden geworfen.

Mein Haus sah aus wie ein Schlachtfeld. Angeblich suchten die Beamten Papiere, Computer oder auch Laptops. Sie nahmen einfach alles in Beschlag und packten es in Kartons, um es mitzunehmen. Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt noch nie in meinem Leben mit der Polizei, geschweige denn mit der Staatsanwaltschaft etwas zu schaffen gehabt. Und nachdem die Beamten der Staatsanwaltschaft wirklich alles von oben bis unten durchsucht hatten und endlich nach ein paar Stunden mein Wohnhaus verließen, war ich nicht mehr ansprechbar.

Außerdem stellte sich heraus, dass der Durchsuchungsbeschluss nicht einmal gegen mich gerichtet war, sondern sich gegen meine damalige Partnerin richtete. Meine erste Partnerin hatte aufgrund von schriftlichen Beleidigungen und Verleumdungen, die meine jetzige Partnerin per E-Mail an sie geschrieben hat, Anzeige erstattet.

Die Staatsanwaltschaft Aurich setzte daraufhin den Durchsuchungsbefehl zur Beschlagnahmung wichtiger Beweismittel in meinem Privathaus und ihrem Geschäft durch. Das Geschäft lag rund fünfundzwanzig Kilometer von unserem Zuhause entfernt. Meine Partnerin wurde von einer Beamtin der Staatsanwaltschaft aufgefordert, die Kollegen dorthin zu begleiten, um auch eine Durchsuchung der Ladenzimmer durchführen zu können. Als ich registrierte, dass ich nach der Aktion alleine bleiben sollte, fing ich an, am ganzen Körper zu zittern. Ich sagte mit leiser Stimme zu den Beamten, dass es mir nicht gut gehen würde. Doch die Beamtin, die die Durchsuchung leitete, sagte zu mir, dass es ihr leidtut, aber sie auch nur ihre Arbeit machen würden und wenn ein Durchsuchungsbefehl vorliegt, wird er ausgeführt. Selbst auf mein Bitten hin, dass ich nach diesem Vorfall nicht alleine bleiben könne, ließ die Beamtin völlig kalt. Ich sagte mit tränenerstickter Stimme: „Sie haben doch schon alle Unterlagen von mir. Und auf dem Laptop sind alle geschriebenen E-Mails drauf.“

Sowohl die von meiner jetzigen Partnerin als auch die meiner Expartnerin. Es gibt nur dieses eine Laptop!“ Nun fing auch meine Partnerin an zu weinen und flehte, mich nicht alleine zu lassen. Doch auch das brachte die Beamtin nicht von ihrem Vorhaben ab. Wenigstens meine Schwester anrufen. Sie war gerade auf Arbeit im Krankenhaus, als ich sie anrief. Ich konnte ihr nur noch mit weinender Stimme sagen: „Bitte komm! Ich kann nicht mehr! Es sind so schreckliche Dinge passiert!“ Ich weinte immer heftiger, sodass sie mich nicht mehr beruhigen konnte und auch nicht verstand, was ich ihr sagen wollte.

Ich schaute zu meiner Partnerin, die neben mir stand. Aber auch sie kämpfte so sehr mit den Tränen, dass ich nur noch der Beamtin das Telefon in die Hand drücken konnte. Danach brach ich zitternd am ganzen Körper auf dem Sofa zusammen.

In dem Moment merkte ich, dass nichts mehr geht und ich sehr froh sein kann, dass es Einrichtungen wie die Psychiatrie für viele Menschen gibt!

Meine Schwester verstand zum Glück den Ernst der Lage und sagte zu der Beamtin, dass sie versuchen würde, so schnell wie möglich zu mir zu kommen. Meine Schwester bestand darauf, dass man mich auf keinen Fall allein lassen sollte, da für mich schon eine Einweisung in die Psychiatrie vorliegen würde. Das überzeugte die Beamtin. Zum Glück dauerte es auch nicht lange, bis meine Schwester eintraf. Als dann alle anderen das Haus verlassen hatten, flehte ich sie an, mich gleich in die Psychiatrie zu bringen: „Ich kann nicht mehr. Ich habe große Angst davor, was als Nächstes passiert. Jetzt auch noch diese Durchsuchung und all das nur, weil diese beiden Frauen sich immer noch bekämpfen und beleidigen müssen. Keiner denkt dabei an mich.“

Während ich nicht aufhören konnte zu weinen und zittern, versprach mir meine Schwester, mich noch heute in die Klinik zu bringen. Sie wollte aber warten, bis meine Partnerin zurückkam. Meine Schwester sagte mit Tränen in den Augen: „Ich kann dich nicht alleine dahinbringen. Du bist mein Bruder und dich an so einen Ort zu bringen, fällt mir sehr schwer. Deshalb möchte ich noch solange warten, bis wir dich zusammen hinbringen können.“

Ich war froh, dass meine Schwester bei mir blieb und schlief sofort vor Erschöpfung auf dem Sofa ein.

## **Der Weg in die Psychiatrie**

Erst als mein Hund ‚Charly‘ anfang zu bellen, weil meine Partnerin zurückkam, wachte ich auf - ich musste wohl etwas länger geschlafen haben. Sie sprach kein einziges Wort mit mir, sondern ging geradewegs in die Küche, um mit meiner Schwester zu reden.

Danach kam meine Schwester und sagte zu mir, dass wir bald losfahren würden. Meine Partnerin redete immer noch kein Wort mit mir. Sie sah mich nicht einmal an. Ich denke, auch sie war mit der Situation völlig überfordert.

In den vergangenen sieben Jahren unseres Zusammenlebens kannte sie mich nur als starken Partner und großen Geschäftsmann an ihrer Seite. Dieser trostlose Anblick von mir war wahrscheinlich ein zu großer Schock für sie, sodass es ihr die Sprache verschlagen hatte. Doch das war mir in dem Moment egal. Ich habe eilig die nötigsten Sachen in die nächstbeste Tasche gepackt und mich noch von meinem kleinen Hund verabschiedet. Danach bin ich ganz schnell zur Haustür gegangen, um aus diesem Haus zu entkommen. Ich stand unter Schock, wollte nur noch weg, machte alles nur noch mechanisch.

Wir fuhren dann alle zusammen zur Psychiatrie. Während der Fahrt habe ich nur gehofft, dass ich auch wirklich aufgenommen werde. Denn ich wusste, zu Hause gab es keine Chance mehr für mich. Gleichzeitig hatte ich aber auch sehr große Angst vor der Psychiatrie. Ich musste die ganze Zeit an diesen Film mit dem Schauspieler Bruce Willis denken, als er mit einem weißen Kittel bekleidet, wie eine lebende Leiche in der Psychiatrie saß. Alle Fenster waren dort vergittert. Bei dieser Vorstellung wurde meine Angst immer größer und ich begann zu weinen.

Obwohl wir nur eine Stunde fahren mussten, kam mir der Weg unendlich lang vor. Keiner im Auto sagte etwas. Als wir endlich auf dem Parkplatz des Klinikgeländes ankamen und ausstiegen, fiel noch immer kein einziges Wort. Das Zittern am ganzen Körper war auf einmal wieder da und ich merkte, wie ich die Kontrolle über meinen Körper verlor. Ich fing erneut an zu weinen und war vollkommen überfordert, am liebsten wäre ich einfach weggelaufen. Dieser Moment, dieser Zustand war für mich ein schrecklicher Ausnahmezustand, den ich in meinem Leben noch nie vorher erlebt hatte. Ich nahm meine Tasche aus dem Kofferraum und versuchte irgendwie auf den Beinen zu bleiben. Auf einem großen Hinweisschild stand, dass man das Psychiatriegelände erst betreten durfte, wenn man sich angemeldet hatte.

Wir gingen schnurstracks auf das Gebäude zu, in dem das Aufnahmegespräch stattfinden sollte. Als wir es betraten, war für mich der Moment gekommen, an dem ich kein Wort mehr rausbekam. In meinem Kopf herrschte das blanke Chaos - ich konnte nichts mehr kontrollieren.

Mit tränenerstickter Stimme fragte ich meine Schwester, ob sie das Aufnahmegespräch für mich führen könnte. Ich ging mit meiner Partnerin in kleines Wartezimmer, in dem zum Glück keine weiteren Patienten waren. Ich setzte mich hin, blickte auf den Boden und versuchte einfach an gar nichts zu denken. Meine Partnerin nahm neben mir Platz und griff nach meiner Hand. Ich konnte in diesem Moment ihre Nähe und ihre Zuneigung jedoch nicht ertragen. Ich zog meine Hand weg, faltete die Hände zusammen und blickte regungslos nach unten. Ich wusste, dass sie nur versuchte, mir zu helfen und mit Sicherheit war es auch für sie sehr schlimm, mich an diesem Ort alleine zu lassen. Sie hatte natürlich ebenso viel Angst vor dem, was noch alles kommen würde, wie ich. Doch ich war so mit mir beschäftigt, dass ich ihre Nähe einfach nicht ertragen konnte. Das war ja nicht böse gemeint. Ich glaube aber, dass sie in dem Moment anfang zu verstehen, dass mein Erlebtes sowie mein Verhalten ihr gegenüber, dass Ende unserer Partnerschaft bedeutete. Sie brach in Tränen aus und ich saß daneben und konnte diese Situation nur regungslos hinnehmen. Innerlich habe ich nur noch gefleht, dass es meine Schwester schafft, dass man mich in dieser Psychiatrie aufnimmt. Ich wollte einfach nur noch vor meinem bisherigen Leben flüchten - einfach Abstand gewinnen. Ich hoffte, dass es an diesem Ort Ärzte und Pfleger gab, die mir helfen könnten, meine Erlebnisse zu verstehen und zu verarbeiten. Natürlich wusste ich, dass mein schlechter Gesundheitszustand sich nur bessern wird, wenn ich mit allem abzuschließen kann. Mit allem, was in meinem bisherigen Leben geschah.

Ich hoffte, hier zu lernen, wie mein zukünftiges Leben ohne Arbeit, ohne Geld, ohne Partnerin, ohne eigenes Haus und ohne eigenes Fahrzeug aussehen würde. Vor allem hoffte ich hier Antworten zu finden, wie ich ein Leben in dieser Gesellschaft bewältigen kann - ohne permanent zu arbeiten, ohne einen Tropfen Alkohol und ohne Überforderung.

Erst als meine Schwester lauter wurde, kam etwas Bewegung in die Sache. Mit Tränen in den Augen sagte sie zu der Dame an der Anmeldung: „Hören Sie, ich bin selbst schon über fünfundzwanzig Jahre Krankenschwester.“

Und ich weiß, nachdem was bei meinem Bruder zu Hause alles vorgefallen ist, dass er nicht einen Tag länger zu Hause verbringen darf! Ich habe Angst, dass er sich etwas antut könnte und ich kann nicht den ganzen Tag auf ihn aufpassen. Die Partnerin ist selbstständig und geht auch den ganzen Tag arbeiten. Es ist also niemand zu Hause, der für ihn da sein kann. Ich kann es nicht verantworten, dass er den ganzen Tag allein ist.“.

Meine Schwester musste viel Überzeugungsarbeit leisten, damit ich überhaupt eine Möglichkeit bekam, aufgenommen zu werden. Da ich bereits auf der Warteliste stand, war der Papierkram natürlich sehr aufwendig, denn es musste ja gewährleistet sein, dass die Kosten von der Krankenkasse übernommen werden.

Nach einigen Minuten und vielen Telefonaten sagte die Dame dann zu meiner Schwester: „Sie können Ihren Bruder hierlassen. Im Gebäude vier auf der oberen offenen Station ist noch ein Bett frei“, und drückte ihr unzählige Zettel in die Hand. Als meine Schwester auf mich zukam, stand ich auf, blickte aber weiterhin zu Boden, weil ich sie nicht anschauen konnte. Ich konnte ihr nicht einmal mehr danken. Sie fragte mich mit ruhiger Stimme: „Wollen wir zu dem Gebäude gehen, wo dein Zimmer ist?“ Ich nickte nur, nahm meine Tasche und lief meiner Schwester hinterher. Draußen am Auto zeigte sie mir den Übersichtsplan des Klinikgeländes und meinte, es wäre besser, wenn wir mit dem Auto zu dem Gebäude zu fahren. Das Gelände ist so groß, dass man zu Fuß lange unterwegs wäre. Wir stiegen ein und fuhren einige Minuten. Die Fahrt zu ‚meinem‘ Gebäude war schon komisch, denn ich wusste ja nicht, was mich erwartete. Ich merkte aber, dass ich mich etwas besser fühlte, denn ich zitterte und weinte nicht mehr.

In meinem Kopf schwirrten gefühlte tausend Gedanken umher. Doch dass ich jetzt endlich Hilfe und Antworten auf all meine Fragen bekommen würde, gab mir eine gewisse Sicherheit. Ich wollte einfach nur das, was gerade mit mir passiert, überstehen.

Wir parkten vor besagtem Haus Nummer vier, gingen hinein, liefen die Treppen hinauf in das erste Obergeschoss und blieben vor der großen Glastür stehen. Meine Schwester betätigte den Klingelknopf, auf dem ‚Besucher‘ stand und es dauerte nicht lange, da kam eine weiß gekleidete Pflegerin, um uns zu öffnen.



Sie wechselte ein paar Worte mit meiner Schwester und übernahm von ihr die Zettel. Wir folgten der Pflegerin zu einem Zimmer mit Glasscheiben rundherum. In einem ‚normalen‘ Krankenhaus würde ich es als Stationszimmer bezeichnen. Nachdem der ganze Papierkram erledigt war, brachte uns die Pflegerin auf mein zukünftiges Zimmer. Ich stand vor meinem Bett und stellte meine Tasche ab. Dann sah ich meine Schwester und meine Partnerin an und sagte, dass ich sie noch zum Auto begleiten würde. Irgendwie lief alles ab wie ein Film - ich hatte das Gefühl, die Situation noch gar nicht richtig realisieren zu können.

Zum Abschied nahm mich meine Schwester in den Arm und drückte mich ganz fest. Sie sagte mit leiser zu mir: „Halt die Ohren steif! Das wird schon wieder.“

Danach wandte ich mich meiner Partnerin zu und sagte: „Jetzt muss ich hierbleiben. Ich weiß nicht, ob ich nach diesem Aufenthalt noch der gleiche Mensch sein werde, wie du ihn dir vielleicht wünschst. Deshalb würde ich es für uns beide am besten finden, wenn du dir ein eigenes Leben aufbaust und mich einfach vergisst!“ Meine Schwester versuchte noch tröstende Worte in dieser traurigen Situation zu finden. Aber als ich sah, dass meine Partnerin anfang, laut zu weinen, konnte ich nur noch sagen: „Tu mir bitte noch einen letzten Gefallen. Kümmere dich zu Hause um meinen kleinen Hund und bitte lass nicht alle Blumen im Garten vertrocknen, damit meine bisherige Arbeit im Garten nicht ganz umsonst war.“ Doch sie weinte immer heftiger und konnte mir auf meine Bitte keine Antwort geben.

Ich drehte mich um und ohne noch einmal zurückzuschauen, ging ins Gebäude und stellte ich mich meinem Schicksal.

## Ein erstes Kennenlernen in der Psychiatrie

Die Station, auf der ich untergebracht war, befand sich, wie schon erwähnt, im ersten Obergeschoss.

Bisher war ich auch stets der Annahme, dass in einer psychiatrischen Klinik die Patienten nach Männern und Frauen getrennt sind, aber auch das war ein Irrtum. Es erstaunte mich umso mehr zu erfahren, dass sich sowohl Frauen und Männer, egal welchen Alters, auf der offenen Station zusammen aufhalten durften. Nur die Zweibettzimmer wurden gleichgeschlechtlich zugewiesen.

Dass Männer und Frauen auf einer Station untergebracht waren, bereitete mir allerdings ein gewisses Unbehagen, denn die erste Begegnung mit einer Patientin, war schon etwas skurril.

Gleich nachdem ich die Station wieder betreten hatte, wurde ich an der Eingangstür von einer jungen Frau angesprochen. Sie wollte von mir wissen, ob ich denn in einer Beziehung leben würde. Sie erzählte mir, dass sie aus Marokko kommen würde, aber schon seit ihrer Kindheit in Deutschland lebt. Da sie schon sehr oft in dieser Klinik gewesen ist, aber mich noch nie gesehen hat, könnten wir uns ja näher kennenlernen. Ich wusste gar nicht, was ich machen oder sagen sollte. Die Menschen aus den arabischen Ländern haben ein sehr markantes Aussehen und zudem noch stechend dunkelbraune Augen und das bereitete mir das schon immer etwas Unbehagen.

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Ich habe absolut nichts gegen Menschen aus dem arabischen Raum, nur kann ich sie nicht zuordnen oder einschätzen. Ich weiß nicht, was es genau ist, aber ich fühle mich unwohl, weil ich so gar nichts in den dunklen Augen ‚lesen‘ kann.

Dadurch war diese Situation wirklich beunruhigend für mich. Die Augen dieser jungen Frau hingegen sahen so leer schon fast tot aus. Wie eine lebende Leiche. In meiner frühesten Jugend hatte ich mir ab und zu sogenannte ‚Zombie-Filme‘ angesehen und der Blick dieser Zombies war gleich, nur, dass es sich in den Filmen um Schauspieler handelte. In diesem Fall war es für mich Wirklichkeit. Zum Glück haftete an ihr kein Blut wie in Filmen.

Die Frau kam immer näher und ich spürte sogar schon ihren Atem. Ich fühlte mich richtig bedrängt von ihr und bekam irgendwie Angst. Selbst als ich ihr sagte, ich sei in einer festen Partnerschaft, ließ sie nicht von mir ab. Anscheinend war es ihr egal und ich bekam das Gefühl, dass sie mich küssen wollte. Zum Glück bemerkte eine Pflegerin, dass diese aufdringliche Art mir nicht guttat. Sie kam auf uns zu, nahm die junge Frau an die Hand und sagte nur zu ihr: „Nun lass doch den Mann erst einmal ankommen und bombardiere ihn nicht gleich mit deinen Fragen!“ Daraufhin wurde die Frau sehr traurig und verschwand mit der Pflegerin in einem Zimmer.

*„Was für ein Ankommen hier in dieser Psychiatrie!“, dachte ich. „Das geht ja schon gut los. Draußen habe ich mich gerade von meiner Partnerin verabschiedet und ihr gesagt, dass sie sich besser einen anderen Mann suchen soll. Und hier steht schon die nächste Frau und will was von mir. Nun bin ich extra von zu Hause vor meinen Beziehungsproblemen geflüchtet und hier geht’s direkt weiter.“*

Nach diesem Vorkommnis drückte mir eine Pflegerin einige bunte Infoflyer in einer Begrüßungsmappe in die Hand und sagte, dass ich doch erst einmal ankommen und mir alles ansehen sollte. Wenn ich mit allem fertig bin und mich in meinem Zimmer eingerichtet habe, sollte ich wieder zu ihr kommen, um die Formalitäten zu erledigen. Na dann, ich ging in mein Zimmer, um mich ‚einzurichten‘. Es war klein, mit zwei einfachen Metallbetten, jeweils einem Nachtschrank und zwei kleinen abschließbaren Kleiderschränken. Die Bettwäsche war in schlichtem Weiß gehalten, ebenso wie die Wände. Der Fußboden war mit einfachem weißgrauen PVC-Belag ausgelegt. Es gab keinen Fernseher, keine Bilder an den Wänden oder sonst irgendeine Dekoration, die das Zimmer wohnlich machten. Wohlfühlen sollte man sich hier scheinbar nicht.

Die großen Alufenster des Zimmers gefielen mir. Da meine Aufnahme in die Psychiatrie im Juni war und es schon herrlich sonnig und warm war, fiel das helle Sonnenlicht direkt ins Zimmer. Man konnte die Fenster zum Lüften nur ankippen, denn sie ließen sich nicht ganz öffnen.

Ich dachte nur: „*Wer weiß, warum man die Fenster nicht ganz aufmachen kann? Vielleicht, damit niemand auf die Idee kommt, aus dem Fenster zu springen.*“ Zum Glück waren die Fenster nicht vergittert, wie ich es aus dem Fernseher in zahlreichen Psycho-Filmen gesehen hatte.

Es gab noch eine weitere Tür im Zimmer - oh, wie schön, ein eigenes Bad, aber leider ohne Fenster. Auch das Innere des Badezimmers war durch die weißen Wand- und Bodenfliesen sehr schlicht gehalten. Und wie sollte es anders sein, auch die beiden Waschbecken mit jeweils einem kleinen Spiegel und einer Steckdose waren weiß. Selbst die Toilette inklusive Plastikdeckel war weiß. Im hinteren Bereich des Badezimmers war eine ebenerdige Dusche mit einer Duschtrennung aus Plastik.

Mir ist von Anfang an aufgefallen, dass hier auf dieser Station, egal ob Treppenhäuser, Flure oder Stationszimmer, alle Wände nur in schlichtem Weiß gehalten waren. Und dass sowohl der Fußboden im Zimmer sowie in den übrigen Räumen der Station alle die gleiche gräuliche Farbe hatten. Auch dass es keine Bilder, keine Dekoration und auch keine Blumen gab. Für mich selbst war dieser trostlose Anblick der Raumgestaltung enttäuschend. Ich liebe nun mal schöne bunte Farben. Über Blumen oder irgendetwas ‚freundliches‘ hätte ich mich sehr gefreut. Einfach etwas Schönes - für mich hat das tatsächlich eine unterstützende, positive Wirkung bei depressiven Stimmungen.

[...]

*Ende der Leseprobe*

Neugierig wie's weiter geht?

Das Buch können Sie beim Verlag Daniel Funk bestellen:

<https://verlag-daniel-funk.de/index.php/produkt/offene-psychiatrie-wenn-nichts-mehr-geht-softcover/>

## Über den Autor

---



Mein Name ist Holger Korte, ich bin 1969 geboren und spät diagnostizierter Asperger Autist.

Bereits in meiner Kindheit war alles irgendwie für mich vorbestimmt. Schon sehr früh half ich regelmäßig auf den Baustellen meines Vaters. Wie sollte es anders sein, begann in den 80er Jahren mein beruflicher Werdegang mit der Ausbildung zum Maurergesellen. In den 90er folgte ein Studium an der Fachhochschule in

Oldenburg zum Dipl.-Ing. (FH) und zahlreiche Weiterbildungen. Danach begann eine jahrzehntelange Selbstständigkeit im Baugeschäft und ich übernahm nach dem Tod meines Vaters auch die Firma. Ich hatte großen Erfolg, kaufte Immobilien und gründete weitere Firmen. Diese Selbstständigkeit war mit vielen Höhen, aber auch Tiefen verbunden. Bis letztlich der totale Ruin, nach einer schweren Krankheit, vor der Tür stand. Nach mehreren Krankenhaus- und Psychiatrieaufenthalten, kam dann im Jahr 2012 der Neuanfang nach der ärztlichen Diagnose „Asperger-Syndrom“.

Seit der Erkenntnis Autist zu sein, und dem Überlebensdrang in der heutigen Gesellschaft, habe ich meine Behinderung zum Fulltimejob gemacht. Meine Geschichte möchte ich ungeschönt mit euch teilen. Ich werde dazu mehrere Bücher veröffentlichen und auch auf meiner Website oder auf meinen 'Social-Media'-Konten berichten und versuchen, auf das Thema aufmerksam zu machen.

Mein Leben war und ist jedenfalls nie langweilig, also bleibt gespannt. Ich freue mich mit euch in Kontakt zu kommen!

<https://holger-korte.jimdofree.com>

## Über den Verlag Daniel Funk

---

Unser Verlag verleiht Betroffenen eine Stimme, indem wir sie und ihre Anliegen in den Fokus rücken.

Insbesondere machen sich unsere Autoren und Autorinnen zum Thema Autismus stark. Durch ihre Bücher und Lesungen, klären sie auf und geben Einblicke in ihre Welten.

Beispielsweise bereisen Leo M. Kohl und seine Mutter deutschlandweit Einrichtungen, um zu beraten, zu schulen oder zu referieren. Mehr dazu unter: [www.autismus-leben-duerfen.de](http://www.autismus-leben-duerfen.de)

Auf der Homepage des Verlages, finden Sie alle wichtigen Informationen über die Tätigkeiten unserer Autorenschaft sowie natürlich zu unseren Produkten und Projekten.

Herzlichst

*Daniel Funk*

Verlag Daniel Funk



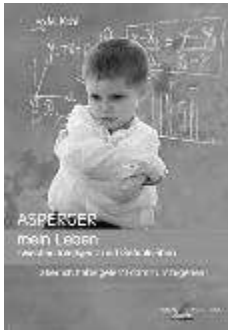
Tel.: 0151 - 65 420 365

E-Mail: [info@verlag-daniel-funk.de](mailto:info@verlag-daniel-funk.de)

Website: [www.verlag-daniel-funk.de](http://www.verlag-daniel-funk.de)

## Mehr vom Verlag

---



ASPERGER  
mein Leben zwischen Intelligenz und Gefühlleben  
... aber ich habe gelernt damit umzugehen!

*Leo M. Kohl*

Softcover | 204 Seiten | 10 s/w-Abbildungen  
ISBN: 978-3-9820542-0-9

**15,- EUR(D)**



Warum mögen mich die anderen Kinder nicht?  
Elternratgeber für Kinder im Autismus-Spektrum

*Leo M. Kohl | Franca Peinel*

Softcover | 160 Seiten | 48 s/w-Abbildungen  
ISBN: 978-3-9820542-7-8

**15,- EUR(D)**



Verborgene Intelligenz  
auf der Suche nach Verständnis  
Ein Asperger-Autist kämpft sich vom  
Förderschüler zum Abiturienten

*Lars Schmitz*

Softcover | 156 Seiten  
ISBN: 978-3-949831-10-2

**15,- EUR(D)**



Den inneren Suizid besiegen

Mein Leben ~~trotz~~, gegen, Mit Asperger-Autismus

*Stephanie Meer-Walter*

Softcover | 320 Seiten | 62 s/w-Abbildungen

ISBN: 978-3-9821736-3-4

**15,- EUR(D)**



Warum verstehen mich meine Lehrer nicht?

Lehrerratgeber für Kinder im Autismus-Spektrum

*Kohl | Meer-Walter | Peinel*

Softcover | 110 Seiten | 12 Kopiervorlagen

ISBN: 978-3-9821736-0-3

**16,95 EUR(D)**



Das Leben, Autismus und die Villa Kunterbunt

*Gabriele Schmitt-Lemberger*

Softcover | 240 Seiten

Mit Zeichnungen von Collin-Elias Benter

ISBN: 978-3-9821736-6-5

**15,- EUR(D)**



## Kennen Sie schon unseren Imprint?

---



Zeitvergessen - was soll das überhaupt bedeuten?

Kommen wir immer unpünktlich oder versuchen wir gar altbackene Geschichten wieder aufzuwärmen?

Nein - zeitvergessen, das eher selten genutzte Modalwort zu ‚die Zeit vergessen‘, ist für uns Ausdruck von Geschichten, die dich mitnehmen und die Zeit aus den Augen verlieren lassen - dich entführen in fremde Welten und aufreibende Abenteuer, fernab vom Stress des Alltags.



*Shazi-König / Brühmüller*

**Friedo und das Drachentaxi: Freunde gibt es überall**

Hardcover / Fadenbindung / 17 x 24 cm  
48 Seiten / durchgehend farbig illustriert  
ISBN: 978-3-9821736-8-9

**14,95 EUR (D)**

*Shazi-König / Brühmüller*

**Abenteuer aus dem Zwergenreich:  
Zwergenglück & Heidenspaß**

Hardcover / Fadenbindung/ 21 x 21 cm  
48 Seiten / durchgehend farbig illustriert  
*Wendebuch mit 2 separaten Geschichten*

ISBN: 978-3-949831-11-9

**14,95 EUR (D)**

